

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 42.

Samstag, 19. Februar.

1916.

(7. Fortsetzung.)

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Fürstin Meta hatte sich auf einem dem Platz der jungen Fürstin gegenüberstehenden Stuhl niedergelassen, richtete ihre kalten, stahlblauen Augen auf das Antlitz der Schwiegertochter, dann hielt sie einen Augenblick inne, um Christine zu einer Frage Zeit zu lassen. Aber Christine blieb stumm.

„Also — Miß Bethley will ihre Stellung hier aufgeben, wenn du ihr in der Erziehung von Lorenz nicht mehr freie Hand lässest und wenn Frau Kathi nicht aus deinem Dienst geht, was sagst du dazu?“

„Dann werden wir eine andere Bonne nehmen, es gibt deren so viele.“

„Das geht nicht, Bethley muß bleiben. Ich werde ihr sagen, daß sie wenigstens noch so lange bleibt, bis Excellenz Dommersbach einen Erzieher und Lehrer für Lorenz gefunden hat — und dann wollte ich dir doch noch diese Notiz zu lesen geben —“ sie schob die Zeitung in Christines Hände — „was sagst du dazu?“

Christines Augen irrten nur über die Zeilen, sie las die Worte, ohne ihren Sinn zu fassen, erst als sie zum zweitenmal las, kam die ganze Bedeutung dieser Nachricht ihr zum Bewußtsein.

„Ich wußte es ja gleich“, bemerkte die Fürstin, „Anne-Marie ist krank, geisteskrank gewesen, als sie diesen wahnsinnigen Schritt tat. Nun, hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, da der unglückliche Vater wirklich die kranke Tochter in geeignete Behandlung führen kann — aber dem größten Skandal ist wenigstens Flug vorgebeugt.“

Während dieser Worte hatte Fürstin Meta, wie in Gedanken, mit den bunten Garnrollen gespielt, die in dem Arbeitskörbchen lagen — und da flatterte mit einem Male ein schlichtes, einfaches Kuvert auf, ein Kuvert, das die Adresse an die Fürstin Raupach trug — und das war Anne-Maries Handschrift, Fürstin Meta kannte die großen, klaren, steilen, energischen Buchstaben.

Christine ergriff das Kuvert und steckte es in ihre Tasche — schnell, ohne sichtbare Erregung mit der Miene eines Menschen, der sein Eigentum verwahrt, und Fürstin Meta unterdrückte die Frage, die ihr schon auf den Lippen schwebte, ob und woher sie Nachricht von Anne-Marie habe. Ihr genügte, um zum Ziel zu kommen, vorläufig die Tatsache, daß Anne-Marie an Christine geschrieben hatte, das würde sie dem Fürsten Alburg berichten, er sollte sehen, wie sehr sie bestrebt war, ihm in dieser schwierigen Angelegenheit zu helfen — oder ob sie sich an den Erbprinzen wandte? Zwar — sie wußte, daß er Christine einen Besuch gemacht hatte, und wenn auch Christine darüber schwieg, dieser Besuch hatte Anne-Marie gegolten, aber sie war sich nicht im klaren darüber, wie der Erbprinz zu der Sache stand.

Und dann galt es, aufpassen, besonders auf der Schwiegertochter Korrespondenz. Christine erhielt im allgemeinen wenig Briefe — es würde ein leichtes sein, den Haushofmeister darüber zu verständigen, ihr zu be-

richten, wie oft und namentlich aus welchem Ort Briefe der Prinzessin ankamen.

Sie lobte die Stickerai, die Christine wieder zur Hand genommen hatte, erklärte nochmals wortreich, mit Miß Behley alles zu besprechen, machte sogar die freundliche Bemerkung, daß sie sich wohl denken könne, daß Christine an der treuen Frau Kathi hänge, und beließ nach liebenswürdiger Verabschiedung die Schwiegertochter in dem befriedigenden Bewußtsein, daß sie die Angelegenheit, Anne-Maries Aufenthaltsort zu ermitteln, mit aller Geduld und allem Fleiß einzufaden würde.

Christine blieb in schweren Gedanken zurück.

Ob sie dem Erbprinzen schrieb in der Erinnerung an das Schuß- und Trubblündnis, daß sie beide für Anne-Maries Sicherheit geschlossen hatten? War das unweiblich, unwürdig von ihr, ihm zu schreiben, ihn um eine Unterredung zu bitten? Denn mündlich nur konnte sie ihm das alles sagen, was Anne-Marie geschrieben hatte, konnten sie beide erraten, was zwischen den Zeilen stand — sie fand es zu gefährlich, irgendwelche Vermutungen oder Nachrichten dem Prinzen Karl-Friedrich schriftlich zu geben.

Sie stieß die Fensterflügel auf und sah hinaus in den Park und darüber hinweg in die schweigende Landschaft, und noch niemals hatte sich das Gefühl der Unfreiheit und Gebundenheit so lähmend auf ihre Seele gelegt. Sie nahm den Brief der Heimatlosen Freundin und drückte ihre schmalen Lippen auf die Zeilen; die einzige, die sie liebte — und die ihr nun so fern war — und auch so einsam.

Da raschelte es leise im Nebenzimmer, ihrem Ankleidegemach, Kathi räumte auf. Kathi! Die würde den Brief besorgen, selbst, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen — sie brauchte gar nicht die treue Person in eine unpassende Vertraulichkeit zu verwickeln. „Frau Kathi — es gilt, für den Frieden der Prinzessin Anne-Marie Alburg — ich muß diesen Brief an den Erbprinzen fortfordern, ohne daß ihn hier jemand sieht —“ und Kathi schwieg wie das Grab.

Karl-Friedrich von Alburg blühte sinnend in die Flammen des Kaminsfeuers, die leicht emporzüngelnd den Brief Christines verzehrten. Aber er hatte die wenigen Zeilen so oft gelesen, daß er sie vollkommen im Gedächtnis behielt. Christine hatte eine wichtige Nachricht, der Name seiner Schwester war nicht genannt, aber für ihn stand er zwischen den Zeilen, und sie hielt es für wünschenswert, ihn zu sprechen. Ebenso aber hielt sie es für unvorsichtig, wenn er wieder ihr seinen Besuch machen würde. Ob er sich wohl entschließen könnte, wenn er zu den Jagden nach Wiesenheim käme, bei ihrer Schwiegermutter sich melden zu lassen, die es übel vermerken würde, wenn der Sohn ihres „alten Freundes Alburg“ sie wieder überginge.

Karl-Friedrich hatte alles wohl entpogen, er mußte Christine recht geben, und während er den kurzen Brief

las, stand das Bild der jungen Frau mit dem rührenden, hilflosen Blick vor seinem geistigen Auge. —

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß, als Karl-Friedrich sich bei der Fürstin-Witwe Meta von Raupach melden ließ, diese gerade eine wichtige Abrechnung mit dem Rentmeister vorhatte und sich den Besuch des Erbprinzen eine Stunde später erbat, gleichzeitig erging eine Einladung zum Diner an ihn.

„Dann wünsche ich während der Zeit, da Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin-Witwe verhindert ist, mich zu empfangen, bei Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Christine gemeldet zu werden.“

Kurz, kühl und kachlich fielen die Worte von des Erbprinzen Lippen. Der Haushofmeister nahm den Hörer vom Apparat und beschied den Kammerdiener der jungen Fürstin, der kurz darauf mit der Antwort erschien, daß Ihre Durchlaucht den Erbprinzen im kleinen Salon erwarte.

Nach kurzer Begrüßung reichte Christine Karl-Friedrich den Brief seiner Schwester. Seine Hand, die das Blatt hielt, zitterte merkbar, als er ihn las — und als er ihn zum zweiten Male gelesen, legte er die Hand über die Augen: Das war ein Lebenszeichen von ihr — und war doch feins — nur, daß sie gesund sei, stand darin, aber nichts, wo sie war, wie sie lebte, in welcher Umgebung das Fürstentum genommen. Mit erneuter Macht legte sich der Schmerz um die verschwundene Schwester auf sein Herz — und die Furcht, daß nicht er, sondern sein Vater den Aufenthalt der Prinzessin erkunden könnte. Wenn der Fürst und Fürstin Agnes auch dem Sohn gegenüber nicht von allen Vorkehrungen und Schritten sprachen, die sie zur Auffindung Anne-Maries getan hatten, daß sie eifrig dieses Ziel verfolgten, war dem Prinzen klar und ebenso klar sein Bestreben, Anne-Marie auf jeden Fall vor dem Äußersten, der Überführung in eine Heilanstalt zu bewahren.

„Nicht wahr, Prinz Alburg — dieser Brief kann zu Anne-Maries Auffindung gar nicht behilflich sein?“ fragte Christine mit ihrer weichen, flangvollen Stimme. „Und da er — leider bei mir nicht sicher ist“ — das alte, kameradschaftliche, ergebungsvolle Lächeln trat in Christines Züge — „so wollt' ich ihn, wenn Sie ihn gelesen, verbrennen.“

„Bei mir ist er sicher — geben Sie ihn mir, Durchlaucht, das gehört sich so bei unserem Bündnis — und wenn er uns heut' zum Erkunden ihres Aufenthaltsortes nichts nützen kann — so ist er doch ein wichtiges Dokument für den letzten, furchtbaren Fall, daß man schließlich Anne-Marie für geisteskrank erklären könnte.“

Sie nickte bejahend und der Prinz barg den Brief in seiner Briestafel.

„Und was nun, mein Prinz?“

„Abwarten, Durchlaucht, mit Gewalt ist nichts zu machen und man hat manchmal einen Verblindeten, der mehr nicht, als alle Gewalt: der Zufall, und vielleicht kommt der uns zur Hilfe.“

„Und Vorsicht“, mahnte Christine leise — „Vorsicht im Gespräch mit meiner Schwiegermutter! Sie steht doch ganz auf dem Standpunkt Ihres Vaters.“

„Ohne Sorge — Durchlaucht! Ich bin ja ganz gern Soldat, aber ich wäre vielleicht ein besserer Diplomat geworden — hören und schweigen — das wird hier wohl das Beste sein.“

Anfang Dezember kam es fast dahin, daß Prinzessin Anne-Marie die Pension Wobinger verließ, und den Anlaß dazu bot Herr Emil Felberohn, ein taktloser Klinkfabrikant, der das teuerste Zimmer ihrer Pension bewohnte.

Es war an einem Premierenabend in den Kammerzimmern, zu dem sie sich schon frühzeitig ein Billett besorgt hatte, und war es, daß Herr Felberohn irgendwie davon erfahren hatte, war's auch bloßer Zufall — zu ihrem Schrecken hatte er den Platz neben ihr inne und begrüßte sie mit stolzendem Gesicht, und auch ihr

mehr als kühler Gegengruß schien ihn nicht abzuwehren.

„Das ist doch wirklich ein famoser Zufall, daß ich hier gerade den Platz neben Ihnen bekommen habe, Fräulein Müller“, meinte er in der Pause, „für eine Dame wie Sie muß es auch nicht angenehm sein, immer so allein hier auszugehen.“

„O, ich bin sehr gern allein“, sagte Anne-Marie kurz und kalt.

Er blinzelte verächtlich unverschämte mit den Augen: „Na, na, so was sagen die Damen immer, solange sie keine passende Begleitung haben. Wo kann denn hier in Berlin 'ne anständige Dame allein hingehen ohne Herrenbegleitung? All die netten, gemüthlichen Weinlokale oder 'n feines Café oder 'n schickes Robarett lernt sie nicht kennen. Berlin bei Nacht bleibt für sie 'n Buch mit sieben Siegeln.“

Anne-Marie antwortete nicht. Sie hatte den Kopf halb fortgewendet, die Lippen fest aufeinander gepreßt und in ihrem Innern waren Born und Scham. „Es fehlt mir noch, daß der Unverschämte mir seine Begleitung anbietet, um Berlin bei Nacht kennen zu lernen“, dachte sie, und da kam es auch schon: „Ich würde mich sehr freuen, Fräulein Müller, wenn Sie mir die Ehre geben würden, heut' Abend mein Gast zu sein. Zuerst soupiieren wir fein bei Adlon, dann geh'n wir ins Biccabilli, dann —“

Weiter kam er nicht, denn Fräulein Anne-Marie Müller hatte sich erhoben und verließ, ohne ihm eines Wortes zu würdigen, den Theateraal — daß Herr Emil Felberohn nach dem ersten Augenblick sprachloser Verblüffung ein vernehmliches „Dumme Pute“ murmelte, hörte sie glücklicherweise nicht.

Anne-Marie kam sich so gedemüthigt, so zu Boden gedrückt durch diesen kleinen Zwischenfall vor, daß sie, kaum in ihr Zimmer gelangt, sich auf ihr Bett warf und bitterlich weinte. Wenn ihr Bruder, ihr stolzer Karl-Friedrich, ahnte, daß seiner Schwester von einem taktlosen Plebejer so etwas geboten werden konnte, daß sie so grenzenlos schutzlos hier war, so ganz verlassen und einsam. — —

(Fortsetzung folgt.)

== Lesefrucht. ==

Niemand vermag sich einen richtigen Begriff von seines Nächsten Leiden zu machen. Addison.

David Garrick als Theaterdirektor.

(Zum 19. Februar.)

Der Name des englischen Schauspielers, Theaterleiters und Bühnendichters David Garrick, dessen Geburtstag sich am 19. Februar zum 200. Male jährt, ist unlösbar und für alle Zeit mit dem Namen Shakespeares verknüpft. Garrick war nicht nur einer der größten Schauspieler, die jemals gelebt haben, er war der Neugeborene der englischen Bühnenkunst, die im 17. Jahrhundert verfallen war, der Begründer der glänzendsten Periode der englischen Bühne, der auch für die heutige Kunstwelt vorbildliche Gestalt Shakespeares. Die außerordentliche schauspielerische Begabung des jungen David Garrick, der als Sohn eines Hauptmanns in Hertford geboren wurde, zeigte sich schon in seinem 12. Jahre, als er mit Schulfreunden ein altes Lustspiel mit dem heute höchst aktuellen Titel „Der Werbeoffizier“ aufführte. Nach kurzem Rechtsstudium und dem Betrieb eines Weingeschäftes wandte Garrick sich endgültig der Bühnenkunst zu. Seine für die Wiederbelebung der Bühnenkunst bedeutendste Tätigkeit setzte 1747 ein, als er das Drury-Lane-Theater in London als Eigentümer und Direktor übernahm. Er widerlegte sich dem schlechten Zeitgeschmack, indem er die minderbewerteten Stücke verbannte und die echte Kunst — namentlich Shakespeare — wieder zu Ehren brachte. Freilich hatte Garrick hierbei nicht wenig Widrigkeiten zu erdulden, und die dreizehn handschriftlichen Tagebücher, die in seinem Nachlaß gefunden und erst vor 16 Jahren in London veröffentlicht wurden, geben von den Freuden, weit mehr aber von den Leiden des Theaterdirektors Garrick höchst anschaulich Kenntnis. Die

Aufzeichnungen reichen von 1747—1776 und sind reich an Kommentaren über die Stücke, die Schauspieler und Schauspielerinnen. Man erzählt, daß das historische Drury-Lane-Theater unter Garricks Leitung am 15. September 1747 mit dem „Kaufmann von Venedig“ eröffnet wurde. Am 25. November folgten der „Alchymist“ und Molières „George Dandin“, mit dem Resultat, daß das Stück Molières abgelehnt wurde, ehe noch der erste Akt vorüber war. Am 13. Februar 1748 wurde „Der Findling“ von E. Moore unter großem Beifall allgemein aufgeführt.

Zu diesem Stück finden wir die folgende interessante Bemerkung: „Am Tage der 7. Wiederholung des Stückes wurde berichtet, daß Lord Hubbard für diesen Abend ein Komplot geschmiedet hatte, um den „Findling“ von der Bühne zu vertreiben. Der Grund sollte sein, daß er zu lang wäre und die Abwechslung in der Unterhaltung wünschten. Man sandte nach Garrick, er ging zu ihnen und sekte wenigstens durch, daß sie bis nach dem 9. Abend versprachen, Frieden zu halten. Trotzdem wurde mit einer schrillen Pfeife in Versuchung gemacht, und ein Apfel wurde auf den Schenkel des Herrn Maclean geworfen und andere Anstrengungen von einigen gemacht, aber ohne Erfolg. Ich glaube, die Hauptursache ihres Mißgelingens, trotz ihrer Ausreden, war die, daß man ihnen keinen Zutritt hinter die Kulissen gestattete.“ Überhaupt scheint das Publikum des Drury-Lane-Theaters dem Direktor das Leben nicht gerade leicht gemacht zu haben. So wird mehrmals von heftigem Zischen berichtet. Nur wenn Garrick selbst auf der Bühne erschien, war der Beifall stets einmütig, da Garricks Kunst die Ungebildtesten zu andächtiger Verehrung zwang. Auch an Theaterskandalen war damals kein Mangel. In einem Bericht über die Aufführung von Ottobachs „Freundschaft in der Mode“, am 22. Januar 1750, heißt es: „Im vierten und fünften Akt sehr viel geschrien. Der Schauspieler Parvaud wurde schrecklich behandelt, das Publikum erhob seine Borte, so daß er nicht mehr in dem Stück erscheinen konnte. Als das Stück von neuem angekündigt wurde, war das Publikum so wütend, daß es laut nach Garrick rief, aber da er an jenem Abend nicht da war, rissen sie die Bänke empor, rissen die Wappen des Königs herunter und hielten noch mehr Unheil angedeutet, wenn nicht der Mitbesitzer des Theaters in das Parterre gegangen wäre und zu ihnen gesprochen hätte. Was sie so erbitterte, war, daß man das Stück von neuem hatte geben wollen, nachdem sie es abgelehnt hatten. Man mußte sich ihnen fügen.“ Auch andere Unannehmlichkeiten und Streichereien machten Garrick in seiner Eigenschaft als Direktor das Leben schwer. So finden wir die folgenden bezeichnenden Notizen: „18. Februar 1751. Mrs. Mariet, unsere Columbine, ist mit irgendeinem Dieb haben davonlaufen.“ „4. September 1751. Ein Streit zwischen dem alten Silber und Mrs. Olive, weil er sagte, die Bühne brauche eine hübsche Frau.“ Wie wenig die Franzosen und ihre Kunst damals in London geschätzt wurden, geht aus dem Skandal hervor, der entstand, als Garrick französische Tänzer auf die Bühne bringen wollte. „18. November 1755. An diesem Abend war der Tumult groß. Die Herren kamen mit Stöcken und vertrieben viele aus dem Parterre, und es gab zahlreiche verwundete Köpfe. Die Richter Pielting und Welch kamen mit Schutzleuten und einer Wache. Man mußte die Tänzer aufgeben.“

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Friedrich der Große über Krieg und ewigen Frieden. Seit dem Tode des alten Fritz hat es keine Zeit gegeben, in welcher der große König den Preußen und Deutschen so unmittelbar nahe stand, wie die heutige. Es ist sicherlich kein Zufall, daß man sich jetzt wieder eingehend mit den Schriften Friedrichs II. beschäftigt, und daß diesem neuemachten Interesse gleich zwei kürzlich erschienene billige Ausgaben entgegenkommen, die für die weitesten Kreise bestimmt sind. Man staunt immer wieder, in wie vielen Beziehungen der König uns gerade während dieses Krieges ein Lehrmeister und Tröster sein kann. So war ihm z. B. im Frühjahr 1770 ein Buch „Versuch über die Vorurteile“ von Dietrich Baron v. Holbach in die Hände gefallen. Das „ganz ungelohnte und unverschämte“ Werk rückte ihn, wie er an d'Alembert schrieb, aus der Trägheit aus, in die ihn seine Schwärze gerannt hielt.

flugs setzte er sich hin und verfaßte eine Gegenchrift. Daraus heißt es — als ob es in unseren Tagen geschrieben sei —: „Ohne Zweifel hat es ungerechte Kriege gegeben; Blut ist geflossen, das man hätte sparen sollen und können. Nichtsdestoweniger gibt es mehrere Fälle, in denen der Krieg notwendig, unvermeidlich und gerecht ist. Ein Fürst muß seine Verbündeten verteidigen, wenn sie angegriffen werden. Die Selbsterhaltung nötigt ihn, mit bewaffneter Hand das Gleichgewicht zwischen den Mächten Europas zu erhalten. Seine Pflicht ist es, die Untertanen vor feindlichen Einfällen zu schützen. Er ist durchaus befugt, für seine Rechte einzutreten, für eine Erbschaft, die angefochten wird, oder für ähnliche Streitfragen, und zwar indem er die Unbill, die man ihm antut, mit Gewalt zurückweist. Welchen Schiedsrichter haben denn die Herrscher? Wer will ihr Richter sein? Da sie nun für ihre Rechtsstreitigkeiten kein Gericht finden, das mächtig genug wäre, das Urteil zu fällen und zu vollziehen, so kehren sie unter das Naturrecht zurück, und Gewalt muß die Entscheidung übernehmen. Gegen solche Kriege Gesandte erheben, die kriegsführenden Herrscher schmähend, das heißt: mehr daß gegen die Könige an den Tag legen als Mitleid und Menschlichkeit gegen die Völker, die unmittelbar unter den Krieg zu leiden. Würde unser Philosoph (der Verfasser der „Vom Urteile“) wohl mit einem Herrscher einverstanden sein, der sich seine Länder herabsuchen ließe, der Ehre, Interesse und Ruhm seiner Nation dem Gelüst der Nachbarn preisgäbe und durch unnütze Bemühungen um die Erhaltung des Friedens sich selbst, seinen Staat und sein Volk zugrunde richtete?“ Der König konnte seine ehemaligen Verbündeten, die Engländer, ganz genau; er hatte ihre hinterhältige Politik und ihre Gewohnheit, durch andere ihre Kriege führen zu lassen, wohl durchschaut. Daher rief er seinem Gegner zu: „Sie triffen es aus Erfahrung, ob England Kriege führt und wie es sie führt.“ Und energisch lehnte er den Zukunftsraum vom ewigen Frieden ab: „Sie ereifern sich gegen den Krieg. Er ist an sich schreckensvoll, aber doch nur ein Übel, wie die anderen Geschehnisse Gottes, von denen man wohl annehmen muß, daß sie innerhalb der Bestordnung notwendig sind, da sie periodisch auftreten und bis jetzt noch kein Jahrhundert sich rühmen konnte, frei von ihnen geblieben zu sein. Wenn Sie den ewigen Frieden herstellen wollen, so müssen Sie sich in eine Idealwelt begeben, wo das Mein und Dein unbekannt ist, wo Fürsten, Minister und Untertanen allesamt leidenschaftslos sind und jedermann der Vernunft gehorcht. . . . Lassen Sie doch den Dingen ihren Lauf; denn in dieser Welt müssen Sie darauf gefaßt sein, daß es Krieg geben wird, wie es immer Krieg gegeben hat, so weit unsere Überlieferung zurückreicht.“

Das vereiste russische Kriegsmaterial. Der Reiseberichterstatter des „Petit Journal“ G. Ledartier, der sich auf einer journalistischen Weltreise befindet, sendet seinem Blatt aus Archangel die folgende Schilderung des vereisten russischen Kriegsmaterialhafens: „Auf dem Bahnhof von Archangel drängt sich eine laute und bunte Menge von beurlaubten Soldaten, Offizieren der verschiedensten Waffengattungen, Kaufleuten, Kutschern und Lastträgern, die damit beschäftigt sind, Gepäcksstücke und Lasten aller Art fortzuschaffen. Es ist schwer und kostet viel Geld, einen Schlitten aufzutreiben. Überall sieht man auf dem hohen Schnee große Risten umherstehen, die Automobile und Kriegsmaschinen enthalten, an den Ufern des Flusses erblickt man Schiffe- und Feldkanonen, die im Schnee auf bessere Witterung harren. Auf der anderen Seite des Flusses, in Bzorki, dem eigentlichen Hafen von Archangel, ist die Anhäufung von Kriegsmaterial noch größer. Wir besuchten eines der im Eis feststehenden Schiffe, einen 2000-Tonnen-Dampfer. Der Kapitän schilderte uns die Leiden der Überwinterung in dem rings vom starren Eis eingeschlossenen Hafen. Viele Schiffe haben im Eis ein tragisches Schicksal erlitten. So hat der englische Dampfer „Sappho“ infolge der furchtbaren Kälte und des Mangels an Lebensmitteln seine ganze Besatzung verloren. Alle diese Dampfer, die das von Rußland aufgekaufte ausländische Kriegsmaterial befördern sollen, können nicht weiter, da man über keine entsprechenden Eisbrecher verfügt. Gegenwärtig gibt es in Archangel nur einen Eisbrecher, und auch diesen vermag nicht das geringste auszurichten. So ist der Kriegsmaterialverkehr in Archangel lahmgelegt. Die Hoffnung auf Besserung, die in der Erwartung der Ankunft der geeigneten Eisbrecher und des Bahnausbaus bestehen, sind vorläufig noch nicht erfüllt worden.“

„N'a plus!“ Aus Nordfrankreich wird uns geschrieben: Der deutsche Soldat weiß sich rasch den Verhältnissen in Feindesland anzupassen. Dazu gehört auch, daß er sich mit den notwendigen Vokalen der fremden Sprache bekannt macht. Hier in Nordfrankreich ist jeder Soldat, vom jüngsten Kriegsfreiwilligen bis zum ältesten Landsturmmann, im Besitze eines mehr oder minder umfangreichen Vokabelschates. Zu denjenigen Ausdrücken, die alle Augenblicke im Munde geflüßt werden und die auch nach dem Frieden in Deutschland selbst häufig verwendet werden dürften, gehört „n'a plus“ — nicht mehr da! Die Bekanntschaft mit diesem Ausdruck setzt voraus, daß der Soldat ihn häufig hört, allzu häufig hört, und zwar von den Franzosen selbst. Die lange Kriegsdauer hat nämlich in dem besetzten Teile Frankreichs manche Vorurteile an Lebens- und Gemütsmitteln auf die Reize gehen lassen, so daß die Geschäftsfrau, die sonst das Geld des deutschen Soldaten sehr gern entgegennimmt, häufig ihren selbstgekauften Mund ansehnlich zuckend sagen muß: „N'a plus!“ Dieser Ausdruck gewinnt aber noch eine erhöhte Bedeutung, wenn man die Stimmung des französischen Volkes zu erforschen sucht. Um es gleich vorweg zu sagen: der Franzose sehnt sich nach einem baldigen Frieden. Er weiß ganz genau, daß die Stellung der Deutschen hier unbeweglich ist, daß es allen Offensiven zum Trotz nicht möglich sein wird, uns hier zurückzudrängen. Die Kraft Frankreichs ist erschöpft — n'a plus —, und der „große“ Alliierte, der so hübsch den Wind voll nehmen kann, das großsprechende Allion nämlich, versagt. Gerade darüber aber herrscht hier in Nordfrankreich allgemeine Entrüstung, die zur Mutter der Unzufriedenheit, der Friedenssehnsucht, geworden ist. Selbst dem simpelsinnigsten Franzosen ist es längst klar geworden, daß Englands Hilfe bei weitem nicht an die Anstrengungen heranreicht, die Frankreich gemacht hat. Während Frankreich sich an dem eisernen Wall der Deutschen verbisselt, besteht Englands einzige Hilfe darin, Geld herzugeben, denn die wenigen, bis jetzt über den Kanal gesandten Truppen schlagen nicht zu Buch. So fängt auch Frankreich leise an, in das Lied von dem perfiden Allion einzustimmen, und wenn ein Nordfranzose das Wort „England“ ausspricht, murmelt er ein „filou“ gleich hinterher. Man versteht ganz gewiß nicht, daß Englands Hilfe in der Munitionsversorgung einen erheblichen Beitrag darstellte, aber damit ließ man sich jenseits des Kanals auch begnügen. Aus allen diesen Erwägungen heraus erscheint der Franzose das baldige Ende des Krieges, von dem er doch sowieso weiß, daß er verloren ist. Vielleicht, daß man jetzt noch einen ehrenvollen Frieden retten könnte! Und es läßt sich als sicher annehmen, daß auch im übrigen Frankreich die Stimmung ähnlich sein wird, wenigstens man das offiziell abzuleugnen sucht. Daß die Regierungsoffizien noch nicht ihren Unwillen über den „großen“ Alliierten zu erkennen geben, hat seinen Grund wohl in der Furcht vor dem Volke, das, wenn ihm plötzlich die Augen geöffnet würden, seinem bekannten Temperament sehr leicht die Zügel schießen lassen würde. Und das französische Volkstemperament hat schon manchem Regierungsmanne den Hals gekostet! Wenn man die französische Stimmung kennzeichnen will, kommt noch ein sehr bedeutsames Moment hinzu: man ist hier nämlich der Ansicht, daß die Engländer — einst beim Welkeien französischen Bodens mit Jubel begrüßt — sich nicht mehr als Gäste, sondern als Herren in Frankreich fühlen. Sie haben sich, namentlich in Calais, derart fest eingenistet, daß es nicht so leicht sein wird, sie wieder loszuwerden. Und man hält das allgemein für einen hinterlistigen Schachzug der Engländer, die auf diese Weise sich ein Festland verschaffen, um jedes Gefühl nach einem Sonderfrieden gleich im Keime zu ersticken. So kann leicht für Calais der Ausdruck gelten: „N'a plus!“ Ein französischer Landwirt, mit dem ich kürzlich über die Verhältnisse sprach und der seiner Entrüstung über das gewissenlose Krämervolk der Engländer offen Ausdruck gab, meinte: „Es wird noch die Frage sein, ob wie Franzosen die Engländer gutwillig aus Calais loswerden. Was aber dann? Mit Wassergewalt können wir nicht mehr viel ausrichten. Da ist es das Beste, wir rufen die Deutschen zu Hilfe. Hätten wir uns nur von den Engländern nicht belästigen lassen!“ Präzise kam die Stimmung hier nicht zum Ausdruck gebracht werden. Man hält ein spätes Bündnis mit Deutschland für gar nicht so unmöglich, um nicht ganz „n'a plus“ zu gehen. Hinzu kommt noch die Wirkung der langen Kriegsdauer. Die patriotischen Ideale sind allmählich und machen einer Ernüchterung

Platz. Das wirtschaftliche Leben ist stark zurückgegangen, die Lebensmittel — falls sie überhaupt noch da sind — verlangen hohe, unerschwingliche Preise, in jeder Familie betrauert man einen oder mehrere Angehörige . . . Man hat Sehnsucht nach dem Frieden. Die kriegerische Begeisterung ist „n'a plus“, wie so vieles in Frankreich! (13.)

Das „Goldwasser“. Durch einen japanischen Gelehrten, der trotz des Krieges seinen Bericht nach Deutschland gesandt hat, ist das Vorkommen des alig aussehenden Geißeltierchens, der sog. Goldglanzalge (Chromulina Rosaroffii), deren Zellen bei bestimmter Beleuchtung einen Goldglanz ausstrahlen, auch an mehreren Stellen in Japan nachgewiesen worden. In Deutschland wird das „Goldwasser“, wie es auch genannt wird, als Sehenswürdigkeit besonders in den Klüften von Ruriksburg im Fichtelgebirge gezeigt, obwohl es nach der Angabe der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift auch sonst keineswegs selten ist, sondern in allen deutschen Mittelgebirgen an geeigneten Stellen, d. h. in Grotten und einseitig beleuchteten Klüften, sofern sie reines Wasser enthalten, angetroffen werden kann. Ja die Wasserpflanzenkulturen unserer größeren botanischen Gewächshäuser sollen zeitweise sogar äußerst reich an dieser Alge sein. Ihre besondere Eigenschaft kann sich nur häufig wegen ungünstiger Beleuchtung nicht entwickeln, so daß dieses seltsame Gebilde für den harmlosen Besucher die schwebende, umsehnliche, braune Algenhaut bleiben muß. Das einzelne Geißeltierchen besteht nur aus einer Zelle von 0,005 Meter Durchmesser, das sich mit einem ganz zarten Faden, der Geißel, im Wasser fortbewegen kann. An der inneren Wandung der Zelle gleitet ein mondelförmiger Farbstoffkörper von bräunlicher bis gelber Farbe, ein Chromoplast, wie der Naturforscher sagt. Das Eigentümliche des winzigen Organismus ist nun sein Verhalten zu Lichtindrücken: ein nicht zu starkes Licht ist für ihn ein Pol, der ihn anzieht, und dem er zuschwimmt. Und zwar sucht die Schwärmzelle dabei immer Stellen höheren Lichtungsgrades auf, nähert sich also auch der Wasseroberfläche. Nachdem sie diese möglichst schräg erreicht hat, preßt sie aus ihrem kugel- oder besser pfirsichförmigen Körper eine Spitze gegen die Wasseroberfläche, bis diese durchstoßen ist. Dann zwingt sich das ganze Tier sozusagen durch diesen selbstgeschaffenen Übergangskanal in die freie Luft, indem es sich an der Stelle der Wasseroberfläche gürtelförmig zusammenschnürt, wobei der Körperteil unterhalb des Wassers dabei immer kleiner wird, bis das ganze Tier auf der Wasseroberfläche angelangt ist. Dort steht es dann auf einem ganz kurzen Gallertstielchen aufrecht. Die gallertartige Masse des kugelförmigen Geschöpfes sammelt nun wie eine Glasgugel alle auftreffenden Sonnenstrahlen und liegt sie wie die Augenlinse auf eine Stelle ab, an die der braune Farbstoffkörper wandert. Dadurch vermag der kleine Körper ein Höchstquantum an Licht aufzunehmen, das er in genau der entgegengesetzten Seite der einströmenden Lichtrichtung zurückwirft. Diese Richtung gewährt ihm auch dem Beobachter den Anblick eines herrlichen Goldschimmers, der das ganze Becken mit Wasser zum elischen Goldtimpel werden läßt. Wer das Gold freilich schöpfen wollte, der würde dieselbe Enttäuschung erleben wie der Wanderer des Märchens, der trotz des Verbotes der gütigen Dergaee das geschöpfte Gold neugierig betrachtet — und nur Wasser findet.

Der moderne Strumpf wird heute in seiner Ausfertigung sehr einfach und leicht gehalten. Da ein geschmückter Spannteil des Strumpfes heute in den von der Mode bevorzugten hohen Stiefeln nicht zur Geltung kommt, so ist diese Art Strumpf nur vereinzelt zu finden. Der glatte, einfarbige Strumpf ist vorherrschend. Allerdings wird auch er gern in der Farbe des Gewandes gehalten, zu dem er getragen wird. Neu ist dagegen ein sogenannter „Morgenstrumpf“, der zu ausgeschnittenen Hausschuhen oder feinen Spanspannäckchen getragen wird, die unter dem heute fast durchweg fußfrei gehaltenen Morgen- oder Hauskleid den Fuß vorzüglich zur Geltung bringen. Diese Morgenstrümpfe sind fast immer maschinell oder handgestrickt. Kränzchen, Blütenranken, Streublumen und als neuestes kleine gekreuzte Flaggen in den Landesfarben werden dazu in natürlichen Farben verwendet. Diese sind waschecht, so daß sie auch bei kräftiger Behandlung ihr gutes Aussehen nicht verlieren. S. v. St.